

The book cover features a dark red background. At the top, several Chinese lanterns of various designs are suspended by thin lines. A large, circular, intricate geometric pattern, resembling a traditional Chinese motif, is centered on the cover. Within this circle, the title is written in white and gold text. Stylized, horizontal, layered shapes resembling clouds or smoke are positioned around the central circle. At the bottom, the publisher's name is written in white and gold.

FRANK P. MEYER
VOM ENDE DER
BUNDESKEGELBAHN

CONTE

ROMAN

FRANK P. MEYER

VOM ENDE DER BUNDESKEGELBAHN

ROMAN · CONTE

Inhalt

[Cover](#)

[Frank P. Meyer – Vom Ende der Bundeskegelbahn](#)

[Motto](#)

[Prolog](#)

[Teil 1 – Vor Wangs Tod](#)

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[25](#)

[Teil 2 – Wangs Tod](#)

[26](#)

Teil 3 - Nach Wangs Tod

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

Epilog

Anmerkung

Autor

Impressum

Wenn man bei einem Rennen mit einem Traktor gegen einen Porsche antreten soll, muss man dafür sorgen, dass das Rennen auf einem Acker stattfindet.

WANG FEI

Prolog

Rückblickend wissen wir, dass der erfolgreiche Start der Bundesrepublik Deutschland nicht zuletzt folgenden Errungenschaften zu verdanken ist: der Einführung der D-Mark 1948, dem Inkrafttreten des Grundgesetzes 1949 sowie dem Erlass des Bundeskegelbahngesetzes 1950.

Es war kein leichter Neuanfang. Schon kurz nach der Bildung des ersten Kabinetts im September 1949 bahnte sich eine ernsthafte Regierungskrise an, als der damalige Verkehrsminister, ein bekennender Feierabendkegler, den Vorschlag machte, den deutschen Kegelsport und die Beschaffenheit von Kegelbahnen bundesweit gesetzlich zu reglementieren. Der Innenminister, ein gewisser Gustav Heinemann, stemmte sich nachdrücklich gegen den Gesetzesvorschlag seines Kollegen – nicht, weil er etwas gegen festgeschriebene Regeln beim Kegeln oder gegen die Normierung der Bahnanlagen einzuwenden hatte, sondern weil er sich darüber ereiferte, dass ein Bundeskegelbahngesetz nicht in das Ressort des Verkehrsministers fiel und dessen Initiative somit einen Angriff auf den Zuständigkeitsbereich des Innenministeriums darstellte. Auch der Bundesminister für die Angelegenheiten des Bundesrates und der Länder schaltete sich in die aufgeheizte Debatte ein: Er machte geltend, dass die Bundesländer bezüglich der Detailregelungen zur Beschaffenheit der Kegelbahnen doch wohl ein Mitbestimmungsrecht hätten. Der Streit drohte endgültig zu eskalieren, als der Justizminister sich zu der unsensiblen, die Grundstimmung der Bevölkerung ignorierenden Äußerung hinreißen ließ, ein Bundeskegelbahngesetz sei völlig überflüssig und besagten Verkehrsminister schnippisch fragte, ob denn die

Rodenkirchener Brücke zu Köln inzwischen schon fertig sei. Vermutlich standen die Konfliktgegner kurz davor, von den verbalen Invektiven zum handfesten Faustkampf zu wechseln, da sah sich der Kanzler höchstselbst genötigt, ein Machtwort zu sprechen. Dieses bestand darin, dass Adenauer den Innenminister Heinemann beauftragte, möglichst rasch einen Entwurf zu einem ordentlichen Bundeskegelbahngesetz vorzulegen. Als der Innenminister misstrauisch auf diese Anweisung reagierte, soll der alte Adenauer ihm zugeflüstert haben: »Herr Heinemann, seh'n Se dat doch locker, vielleicht kommen Se für dat Jesetz später mal auf ein Jeldstück oder auf ne Briefmarke.« Es heißt, damals sei etwas in der Vertrauensbasis zwischen Heinemann und seinem Kanzler zerbrochen, und der Bundeskegelbahngesetz-Konflikt sei der erste Schritt zum wenige Monate später erfolgenden Rücktritt des Innenministers gewesen. Der aber warf die Brocken nicht hin, ohne den dritten Pfeiler der noch jungen Republik zu errichten und das Bundeskegelbahngesetz – das BuKeG – vorzulegen. Hierin wurden sämtliche Details des Kegelsports festgelegt, von der Anzahl, Größe, Form sowie des Gewichts der Kegel über die Länge und Beschaffenheit der Kegelbahn, den Umfang der Kugeln bis hin zu detaillierten Regeln zum Benehmen der Kegler auf der Bahn. Selbst Fachbegriffe wurden normiert, wie zum Beispiel die Namen aller neun Kegel – vom linken und rechten Bauern übers Vorderholz, den König zu den Vorder- und Hinterdamen. Es wurden auch regionale Varianten zugelassen, bei denen die Kugeln als »Scheiben« bezeichnet werden durften.

Mit der Vorlage des BuKeG-Entwurfs war die Krise keineswegs überwunden. Einige Minister ließen nicht von der Forderung ab, ein Bundeskegelbahngesetz falle in die Zuständigkeit der Länder. Die Tatsache aber, so fanden Innen- und Verkehrsminister nun einträchtig, dass die Kegelbahnen sich in der Regel in oder hinter

Schankwirtschaften befanden, berühre versammlungsrechtliche Fragen, für die wiederum eindeutig der Bund zuständig sei. Heinemanns BuKeG wurde im Bundesrat abgeschmettert und musste im Vermittlungsausschuss überarbeitet werden. Dabei wurden sämtliche Detailregelungen zum Verhaltenskodex für Kegler auf und neben der Bahn gestrichen – man hoffte auf eine funktionierende ethisch-moralische Selbstkontrolle dieser Millionen Sportsleute umfassenden Bevölkerungsgruppe – und konzentrierte sich stattdessen auf die Ausgestaltung der Bahnen selbst. Anfang 1950 erschien das Bundeskegelbahngesetz im Bundesgesetzblatt Nr. 12, eingerahmt von der »Bekanntmachung über den Schutz von Erfindungen, Mustern und Warenzeichen«, dem »Notgesetz für die deutsche Hochseefischerei« sowie den »Normierungsrichtlinien für Müllentsorgungsbehältnisse«. Am 1. April 1950 war es endlich soweit: Das BuKeG trat in Kraft. Neben einer Verfassung und einer neuen Währung herrschte nun auch Gesetzesklarheit auf den Kegelbahnen. Und Heinemann schaffte es, wie wir wissen, nicht nur aufs Zweimarkstück, sondern sein Konterfei zierte obendrein eine Briefmarkenreihe.

Einheitliche, genormte Anlagen, in manchen südwestdeutschen Regionen auch »Scherenbahn« genannt, wurden im ganzen Land errichtet, bis in die entlegensten Winkel, ja sogar in Regionen, die zum Inkrafttreten des BuKeG der Bundesrepublik noch gar nicht beigetreten waren.

Und schließlich wurden auch in dem Dorf, in dem Johann fast sein ganzes Leben verbringen sollte, zwei Exemplare besagter Anlagen mit dem offiziellen Qualitätssiegel »Bundeskegelbahn« eröffnet – eine Bahn im nördlichen, eine im südlichen Ortsteil. Beide Kegelanlagen wurden als längliche Anbauten an Gasthäuser drangeflickt, deren Eingänge Leuchtreklamen zierten, die stolz verkündeten:

Hier wird nicht barbarisch drauflosgekegelt, hier befindet sich eine ordentliche, vorschriftsmäßige Bundeskegelbahn. Das bedeutete, theoretisch zumindest, dass hier Kegelsport auch in allerhöchsten Ligen bis hin zur Kegelbundesliga betrieben werden durfte.

Johann erinnert sich gerne daran, wie er als Kind mit zum Familienkegeln durfte und schon als Sechsjähriger – mit einer speziell dafür vorgesehenen kleinen, leichteren Kugel für Kinder – seine ersten Würfe probierte. Er sah gerne seinen Großeltern, Onkeln und Tanten dabei zu, wie sie alles vergaßen: den schweren Alltag, die ungewisse Zukunft, die noch gar nicht so weit zurückliegende Vergangenheit und nicht zuletzt die ständigen kleinen Streitereien. Solange sie sich aufs Kegeln konzentrierten, rückten die Uneinigkeiten in den Hintergrund. Johanns Onkel Joseph, das wusste jeder, war ein überzeugter Nazi gewesen, Mitglied der Partei. Onkel Karl dagegen war Kommunist. »Eine echte Familie bringt alle möglichen Sorten von schwarzen Schafen hervor«, sagte Johanns Großvater einmal. Onkel Joseph und Onkel Karl hatten zwei Dinge gemeinsam: Beide waren leidenschaftliche Kegler und beide ließen, jeglichem gesellschaftlichen Wandel zum Trotz, ein Leben lang nicht von ihrer einmal verinnerlichten Weltanschauung ab. Onkel Karl träumte Zeit seines Lebens von einem volkseigenen Kegelbetrieb, während Onkel Joseph bis zu seinem Tod in den Siebzigern am liebsten eine Reichskegelanlage im Dorf gesehen hätte. Wurden die beiden jedoch zu Beginn eines Familienkegelabends in dasselbe Team gewählt, ruhten die politischen und weltanschaulichen Grabenkämpfe. Wenn Johann jetzt, da sich das 21. Jahrhundert bereits in seinem zweiten Jahrzehnt befindet, die Bundeskegelbahn des Gasthaus Zeggels gelegentlich betritt, kann er noch immer die brüllenden Stimmen von Onkel Karl und Onkel Joseph hören, das schrille Lachen von Tante Helga sowie das Geräusch, wenn die im Kegelkasten einschlagende Kugel

alle Neune abräumt – ein Geräusch, das er als Kind mit irgendetwas zu vergleichen versuchte, aber in seiner damaligen Welt nichts fand, was ähnlich klang. Johann sieht die milden Augen seiner Großmutter, die den Geruch des frischgebohnerten Kegelbahnholzes liebte, und er glaubt sogar den Geruch seines Großvaters wahrzunehmen. Ja, bestimmt schwebten einige Moleküle des äußerst preisgünstigen Aftershaves, das sein Opa zu benutzen pflegte, noch immer über der Kegelbahn, wirbelten auf, ohne jemals den Weg hinaus zu finden – was auch daran lag, dass es sich um einen fensterlosen Raum handelte, der nicht gelüftet werden konnte.

Heutzutage wirkt die Bahn verschlissen, schleppt, wie die bundesrepublikanische Demokratie selbst, Vorerkrankungen mit. Aber anders als die D-Mark ist sie noch da, kann noch benutzt werden. Vielleicht bräuchte sie nur, wie mit dem Grundgesetz an manchen Stellen bereits geschehen, die eine oder andere Modifikation, die sie an die neuen Zeiten und das sich wandelnde Leben anpasst.

Als der Chinese ins Dorf kam, war eine der beiden Bahnen schon seit Jahren geschlossen – sie diente einem kleinen Familienunternehmen als Warenlager – und die andere wurde nur noch gelegentlich genutzt. Der Chinese konnte nicht wissen, welche wertvolle gesellschaftliche Integrationsdienste die Bundeskegelbahnen der jungen Republik und auch dem Dorf etliche Jahrzehnte lang erwiesen hatten.

Teil I - Vor Wangs Tod

1

Wagners Ben, genannt Benny, entdeckte den Chinesen als Erster. Wang parkte seinen Mercedes, ein gepflegtes Modell der S-Klasse aus den späten Achtzigern, für das er bald ein »H« auf dem Nummernschild bekommen konnte, direkt am Ortseingang – oder am Ortsausgang, je nachdem in welche Richtung man unterwegs war. Benny konnte nicht wissen, dass der Chinese nirgendwohin unterwegs war, sondern seinen Bestimmungsort gefunden hatte. Mit zwei frisch gefangenen Forellen, die er in einem Plastikeimer trug, war Benny auf dem Weg von seinem Fischweiher nach Hause, als er Wang aussteigen sah. Damals wusste Benny noch nicht, dass Wang Wang hieß und dass er selbst dafür verantwortlich werden sollte, dass wir den Chinesen später fälschlicherweise mit diesem Namen riefen, statt mit seinem Vornamen. Es war nicht so, dass Benny noch nie einen Chinesen gesehen hätte, immerhin fuhr er einmal im Monat nach Trier einkaufen. Aber er hatte noch nie einen Chinesen hier im Dorf gesehen. So wie er noch nie einen Pinguin hier im Dorf gesehen hatte, oder einen Pygmäen. Also näherte er sich dem fremden Wesen vorsichtig bis auf wenige Meter und betrachtete es. Der Chinese schaute über die Straße, auf das gegenüberliegende Gebäude. Er hatte Benny bereits bemerkt, hatte gehört, wie das Wasser im Eimer schwappte. Das Geräusch kam vom schwächer werdenden Flossenschlagen der gefangenen Forellen. Der Chinese wandte sich nicht gleich dem Eingeborenen zu, sondern ließ sich eine Weile geduldig von ihm anstarren.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen«, sprach Wang schließlich. Seine Stimme klang freundlich.

»Es ist schon zwölf durch«, entgegnete Benny, »da sagt man guten Tag.«

»Guten Tag, denn.«

So gefiel es Benny, er hatte gleich den Eindruck, er könne sich mit dem Mann vertragen. »Haben Sie sich verfahren?« Eine andere Erklärung für die Anwesenheit des Chinesen wäre Benny nicht eingefallen.

»Keineswegs, mein Herr. Ich wollte in dieses Dorf. Genau hierher. Ich bin doch hier richtig in der«, er sah auf das Display seines Smartphones, »Mühlfelder Straße, oder?«

»Da bist du genau richtig. Das hier ist der Ortsteil Mühlfeld.«

Da Benny den Chinesen ungeniert von oben bis unten musterte, traute der sich wiederum, Benny zurück zu mustern. Beide waren gleich groß, aber das war auch schon das Einzige, was nicht im Kontrast zueinander stand. Man hätte vermuten können, es sei der Situation geschuldet, dass die beiden in so unterschiedlichen Aufmachungen aufeinandertrafen: Der Chineser war in einen perfekt passenden, dunkelblauen Anzug und ein blendend weißes Hemd gekleidet, während Benny ein Holzfällerhemd trug, dem die Bezeichnung fadenscheinig schmeichelte, sowie eine fleckige, zerschlissene Hose. Wang erzählte mir später, dass er sich darauf konzentrieren musste, nicht auf das Loch zu schauen, das Bennys linkes Hosenbein in Kniehöhe zierte. Glücklicherweise hatte er Benny nicht im Hochsommer getroffen, denn wenn die Witterung es zuließ, lief der lediglich in seiner knappsitzenden Tante-Käthe-Gedächtnis-Turnhose herum, einer Art westeuropäischen Variante des Lendenschurzes. Während Benny Gummistiefel trug, die zwar beide einen wasserdichten Eindruck machten, aber offensichtlich nicht aus derselben Kollektion stammten (der eine war grün, der andere gelb), glänzten an Wangs Füßen edle Lederschuhe einer nicht ganz billigen britischen

Marke. Der optische Abstand zwischen Benny und dem Chinesen war enorm und, soviel kann ich vorwegnehmen, er sollte sich in der nachfolgenden Zeit nicht wesentlich verringern, denn unser Benny legte beim Auftragen von Hosen, Hemden und Schuhen selbst bei offiziellen Anlässen wie dem Kneipenbesuch oder dem Kirchgang, eine klimafreundliche Nachhaltigkeit an den Tag. Er besaß Pullover aus Zeiten, zu denen Billigproduktionen in Bangladesch noch vage Visionen der Bekleidungsindustrie gewesen waren.

Benny war fast völlig kahlköpfig. Er klebte die verbliebenen Haarreste fest, indem er sie mit seinen schwitzigen Händen vom linken zum rechten Ohr über die Platte strich. Hierdurch versuchte er auch die Rötungen auf seiner Kopfhaut zu kaschieren. Es war kaum nachzuvollziehen, woher bei den wenigen Haaren die vielen Schuppen kamen, so groß wie Haferflocken der Marke Kölln, die Bennys Kragen zierten. Der Chinese dagegen hatte dichtes, pechschwarzes Haar, das offensichtlich erst kürzlich einen Friseursalon gesehen hatte, dessen Dienste nicht für zwölf Euro fünfzig zu kriegen waren. Seine Gesichtszüge waren ebenmäßig und wirkten männlich und jungenhaft zugleich. Bennys Gesicht dagegen konnte nur bei flüchtigem Hinsehen die Vermutung erlauben, es sei von den Mühen des Lebens gezeichnet. Bei genauerer Betrachtung drängte sich eher der Eindruck auf, die faltigen Gesichtszüge seien dem Nikotin und Alkohol geschuldet.

Da die Natur bei Benny an einem ordentlichen Hals gespart hatte, ging der rundliche Kopf ansatzlos in die fleischige Schulterpartie über. Um ehrlich zu sein, hatte Benny schon seit seiner Kindheit etwas Froschhaftes, das sich mit fortschreitendem Alter ins Krötenhafte verwandelte – und es war klar, da konnte man so viel küssen wie man wollte, aus unserem Benny würde kein Prinz mehr werden. Der Chinese dagegen müsste nur den Benz gegen ein weißes Ross

eintauschen, schon wäre er, rein optisch, als fernöstlicher Märchenprinz durchgegangen.

»Wissen Sie zufällig, mein Herr«, richtete Wang das Wort an den Einheimischen, »ob es sich bei dem Gebäude dort drüben um das Objekt handelt, das zum Verkauf steht?« Er deutete auf das Haus mit der angebauten Halle auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

»Die Fleischkonservenfabrik? Willst du die etwa kaufen?« Wang reagierte nicht auf die Frage. »Woher weißt du, dass die verkauft werden soll?«

»Aus dem Internet. Dort wird das Gebäude seit geraumer Zeit feilgeboten. Ich wollte mir einen Eindruck von der Lage verschaffen, bevor ich Kontakt zum Makler aufnehme. Aus dem Verkaufsdossier ging nicht hervor, dass es sich um eine ehemalige Fleischfabrik handelt.«

Die Art des Chinesen zu reden, rief bei Benny Erinnerungen an Bücher hervor, die zu lesen er im Deutschunterricht gezwungen worden war. Er wunderte sich, dass dieser Fremde fast ohne Akzent sprach. »Die gibt's schon lange nicht mehr«, sagte Benny, »Dosenwurst wurde hier hergestellt. Fleischkonserven Scheuer hieß der Betrieb anfangs, nach dem Krieg. Etliche Leute haben hier gearbeitet. Als der Dosenwurst-Scheuer Pleite machte, folgte der Wildkonserven-Hubert. Aber der hat auch schon vor Jahren dichtgemacht. Die Zeiten, in denen es immer nur bergauf ging, sind vorbei.«

»Sehr klare, saubere Luft hier. Überhaupt alles sehr sauber hier«, sagte der Chineser, eher zu sich selbst als zu Benny. »Ich kann mir vorstellen, dass hier gute Hygienebedingungen für die Nahrungsmittelproduktion vorzufinden sind.«

»Darauf kannst du wetten, zwei Dörfer weiter stellen sie Tiefkühlpizzas her.«

»Pizzas sind in China nicht sonderlich populär.«

»Und was ist mit Fleisch und Wurst?«

»Schon eher.«

»Wie heißt du?«

»Fei, Wang Fei. Und mit wem habe ich die Ehre, mein Herr?«

»Wagner. Wagners Benjamin. Kannst Benny zu mir sagen.«

Benny hatte einige Leute bereits über WhatsApp informiert, es gab jedoch eine Methode, die Neuigkeit zuverlässiger zu verbreiten: den persönlichen Mund-zu-Ohren-Kontakt. Benny machte sich nicht die Mühe, erst die Forellen nach Hause zu bringen, sondern ging mit dem Eimer in der Hand gleich ins Café Mörsdorf, dann ins Café Kastanienbaum und danach zum Kaufhaus Mechels. Und schon wussten alle: Die Chinesen bringen die Dosenwurstindustrie zurück ins Dorf.

»Fei, Wang Fei?«, fragte Mechels Christoph bei Benny nach.

»Wie: ›Bond, James Bond‹?«

»Glaub schon, dass er es so gemeint hat. Eingedeutscht für hier wäre das: Feis Wang.«

»Ist es bei den Chinesen nicht so, dass immer erst der Familienname kommt«, fragte Klempnersch Pitt, »und dann erst der Vorname?«

»Wie verrückt wäre das denn«, lachten Müllers Erwin und Zöhlens Susi, und Mechels Christoph fügte hinzu: »Wang klingt doch nach einem ordentlichen Vornamen und lässt sich problemlos aussprechen. Er will tatsächlich die Fleischkonservenfabrik wiedereröffnen?«

»Nun ja, für mich klang es jedenfalls so, als ob er sie unbedingt kaufen will.«

»Ist die Halle nicht längst komplett leerräumt, ich meine, da sind doch sicher keine Maschinen zur Wurstherstellung mehr drin?«, mischte sich Drehers Heiko ins Gespräch ein.

»Nun, der Chinese meinte vorhin, er suche vor allem etwas, wo man eine Menge Ware lagern könne.«

»Ware? Was für Ware?«

Benny zuckte mit den Schultern.

»Der Chinese an sich«, hörte ich Mecki im Gasthaus Zeggels sagen, nachdem ohrenscheinlich feststand, dass Wang die ehemalige Fleischfabrik gekauft hatte, »tritt meistens in größeren Mengen auf. Soviel ich weiß, lautet ein chinesisches Sprichwort: ›Wo ein Chinese ist, ist der nächste gewöhnlich nicht weit.«

»Auf Deutsch gibt es ein ähnliches Sprichwort«, warf Heiko ein. »›Ein Unglück kommt selten allein.« Heiko meinte das nicht böse, er hatte einfach einen Scherz machen wollen. Heiko hatte anfangs nichts gegen den Chinesen.

Aber es kamen keine weiteren Chinesen in unser Dorf, jedenfalls nicht, um länger zu bleiben oder sich gar niederzulassen. Zwanzig Kilometer weiter östlich entstand gerade eine chinesische Handelsniederlassung, die so schnell wuchs, dass dort in der Gegend sämtliche Häuser, die seit Jahren leer gestanden hatten, in kürzester Zeit verkauft wurden, für sehr ordentliche Preise. Aber so viel Glück hatte unser Dorf nicht. Wir mussten mit einem einzigen Chinesen auskommen. Er brachte keine Familie oder Verwandte mit, keine Geschäftspartner, nicht einmal die chinesische Mafia, wie Mecki geunkt hatte. Er kam allein. Er war ein untypischer Chinese, entschieden wir, obwohl wir keine Vergleichsmöglichkeiten hatten.

2

Ich wusste nicht, warum Wang ausgerechnet mich auswählte. Als Vertrauten? Als Freund? Ich finde nicht das treffende Wort für unsere Beziehung. Vielleicht entstand auch nur eine Zweckgemeinschaft, die sich so ähnlich wie Freundschaft anfühlte. Ob seine Wahl auf mich fiel, weil er in den Vereinen, denen er beitrug, jedes Mal mich wieder traf? Wang behauptete einmal, er schätze meine Gesellschaft, weil ich alt und weise sei. Gegen das »alt« protestierte ich nicht, versuchte ihn aber davon zu überzeugen, nicht auf »weise« zu bestehen. »Lebenserfahren« allenfalls, aber selbst das schmeichelte mir. Was hatte ich schon für Erfahrungen? Das Übliche. Wang hatte bestimmt schon mehr erlebt, und er war wohl an die dreißig Jahre jünger als ich. Ob Jasmin Wangs genaues Alter kannte? Sie war wenige Jahre älter als er, schätzte ich.

»Der Chinese an sich ist schwer einzuschätzen«, lautete eine von Meckis Thesen, die mit »der Chinese an sich« anfangen. »Das gilt auch für das Schätzen seines Alters«. Wang war noch jung, aber kein Jungspund mehr. Und genau das strahlte er aus. Das reichte. Er war alt genug, um zu wissen, was er tat.

Ich genoss es, wenn er zum Kaffee und Kuchen oder auf ein Bier vorbeikam, um mit mir zu plaudern. Und ich bin mir sicher, er erfreute sich ebenfalls daran. Zumindest brachte es ihm etwas, mich zu besuchen. Wäre er sonst immer wieder vorbeigekommen? In unserem Dialekt gibt es ein Wort fürs gemütliche Beieinandersitzen und Tratschen: das Maaien. Wahrscheinlich hatte Wang das Konzept des zwanglosen, gemütlichen Besuchs zuvor noch gar nicht gekannt. Ich brachte ihm das Wort bei. Einmal fragte

Mohrsch Wilma, als sie Wang auf der Straße traf, wo er hinwolle, und er antwortete, als gehörte er seit Generationen zum Dorf: »Ich bin auf dem Weg zu Johann, zum Mah Yen.« Wilma lachte, klopfte ihm auf die Schulter, dass er zusammenzuckte, und meinte: »Mach mal. Maa-ien ist immer eine gute Idee.«

Seine Besuche bei mir begannen wenige Wochen, nachdem er das alte Fabrikgebäude in der Mühlfelder Straße gekauft hatte, und seinen letzten Besuch machte Wang an dem Tag, an dem er tot auf der Kegelbahn gefunden wurde. Bei diesem letzten Besuch meinte er, es habe ihn weitergebracht, dass er so oft bei mir »Mah Yen« durfte – als wollte er mir dafür danken. Abschließend danken. Vielleicht war es nur ein Zufall, dass er nicht »bringt mich weiter« sagte, sondern »hat mich weitergebracht«, als ob er mit einer Lebensphase abgeschlossen hatte.

Dass er ausgerechnet Jasmin auserwählte! Als seine Geliebte. Seine Freundin? Partnerin? Ab wann wusste Jasmin selbst, welches Wort das richtige für ihre Beziehung mit Wang war? Ausgerechnet Jasmin. Wang hatte mehr Glück als ich. Jasmin war genauso wunderschön wie ihre Mutter damals. Ich konnte Wang nicht verdenken, dass er nicht lange fackelte. Er sprach Jasmin »Ya Si Min« aus, als genieße er jede einzelne Silbe des Namens. Ich verriet Wang nie, dass Jasmins Mutter, genauer gesagt deren grüner Bikini, schuld daran gewesen war, dass bei mir damals der Bartwuchs verfrüht einsetzte.

3

»Sie sind in einem lebenswerten Dorf gelandet, es hat noch zwei Metzgereien«, sagte der Immobilienmakler aus der Kreisstadt zu Wang. Dabei bedurfte es keiner Überredungskunst, um den Chinesen zum Kauf des Gebäudes zu überzeugen. Wang hielt den Preis für günstig. Er kannte sich anfangs mit den Immobilienpreisen in unserem Dorf noch nicht aus. Der Immobilienmakler freute sich, dass er den alten Kasten endlich los war. Er fand den Preis, den er dafür erzielte, recht ordentlich. Er kannte die Immobilienpreise am Jangtsekiang nicht, wo Wang herkam. Beide hatten es eilig gehabt, der eine mit dem Kaufen, der andere mit dem Verkaufen. Wahrscheinlich hätte der Makler auch für weniger verkauft, wenn Wang hart geblieben wäre. Und bestimmt hätte Wang noch etwas draufgelegt, wenn der Makler ordentlich gepokert hätte. Es war also ein Geschäft, mit dem beide Seiten zufrieden waren. Wang wusste da noch nicht, dass viele alte Fabriken, Hallen und Werkstätten in der Gegend leer standen, so dass das, was er für spottbillig hielt, gemeinhin als guter Verkaufspreis galt. Und niemand von uns wusste damals, dass Wang wenige Jahre zuvor sein von einem Onkel geschenktes Apartment in Nanjing so gewinnbringend veräußert hatte, dass er mit dem erzielten Gewinn in unserer Gegend problemlos zwei alte Fleischfabriken hätte kaufen können.

Man sieht dem Gebäude nicht an, dass es einmal der Herstellung von Fleischkonserven gedient hatte. Es besteht aus zwei Teilen: der vordere, zur Straße hin, weist einen quadratischen Grundriss auf und wirkt wie ein zu groß geratenes Stadthaus mit einem soliden schwarzen Schiefer-Walmdach. Im Erdgeschoss richtete Wang Büros und einen Empfangsraum ein. Im Obergeschoss wohnte er. Es dauerte

ein Jahr, bis jemand seine privaten Wohnräume sehen durfte.

Direkt an das große Haus ist ein fünfundzwanzig Meter langes, hallenartiges Gebäude mit nur wenigen kleinen, quadratischen Fenstern angebaut. Es macht den Eindruck, als solle verborgen bleiben, was hinter den Mauern vor sich geht.

»Warum brauchst du mehrere Büros?«, fragte Kurzschluss Marko, der Wangs Elektrik auf den neuesten Stand brachte.

»Ich fürchte, die werden auf Dauer nicht reichen«, antwortete Wang ihm.

Für die Renovierung des Hallenteils und der unteren Etage – Wang ließ zunächst nur das Allernötigste reparieren, und optisch aufpoliert wurden nur der Eingangsbereich und zwei Büros – heuerte er ausnahmslos Handwerker aus dem Dorf oder den Nachbardörfern an. Es sprach sich herum, dass er fundierte handwerkliche Kenntnisse besaß und sämtliche Arbeiten eingehend überprüfte, und dass er prompt zahlte, wenn eine vereinbarte Leistung erbracht war. Ins obere Stockwerk ließ er nur Handwerker rein, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Seine Privaträume brachte er weitgehend ohne fremde Hilfe in Schuss. Später gestand er mir, die schönste Arbeit von allen sei gewesen, sich im Obergeschoss seiner Firma sein eigenes Nest zu bauen. Er liebte die Wohnung, weil es nach allen vier Himmelsrichtungen Fenster gab, was ihm sowohl einen Blick auf die Straße als auch auf das nicht weit entfernt stehende Nachbarhaus und auf den gegenüberliegenden Hügel erlaubte. Vor allem aber konnte er in südwestliche Richtung, von einer Galerie mit Dachgaubenfenster aus, über die angebaute Halle hinweg auf die saftig grünen Flussauen schauen.

Wenige Wochen nach dem Kauf – die Renovierungsarbeiten waren in vollem Gange – standen vorm Eingang der ehemaligen Fleischkonservenfabrik zwei Lieferwagen, beides ältere Modelle, die noch kurz zuvor, in etwas vernachlässigtem Zustand, auf dem Hof vor Scherers Max' Werkstatt gestanden hatten. Beide Lieferwagen zeigten sich nun in frisch lackiertem Rot und trugen in sattem Gelb chinesische Schriftzeichen sowie die deutsche Aufschrift: »Wangs Welthandel«.

»Wieso brauchst du zwei Lieferwagen?«, fragte Klempnersch Pitt ihn, der ihm neue Heizkörper lieferte.

»Weil ich es bald nicht mehr alleine schaffen werde, die Waren zu transportieren.«

Jedes Mal, wenn Benny auf dem Nachhauseweg von seinem Fischerweiher kam, überquerte er, obwohl er dies nicht musste, die Straße. Er tat das, weil er den Chinesen als Erster entdeckt hatte und daher für sich in Anspruch nahm, gelegentlich nachschauen zu dürfen, was der Fremdling so trieb. »Wann geht's denn los mit der Fleischkonservenproduktion, Wang?«

»Fleisch? Ich habe nicht vor, Fleisch herzustellen. Jedenfalls momentan nicht, Herr Wagner.«

»Lass den Herrn ruhig weg. Hab doch gesagt, du kannst mich Benny nennen.« Darauf sagte der Chinese nichts, aber Benny meinte gesehen zu haben, wie er nickte. »Möchtest du eine Forelle haben?« Benny zeigte in seinen Eimer. Diesmal hatte er nur eine einzige Forelle gefangen.

»Das wäre tatsächlich wunderbar. Ich hätte nicht zu fragen gewagt, da ich annahm, die Forelle sei für Sie ... für dich selbst. Was kostet sie denn?«

»Was sie kostet? Nichts. Ein einziger Fisch reicht sowieso nicht für meine Frau und mich, und da dachte ich ... ich will sie dir schenken. Soll ich sie für dich ausnehmen?«

»Das ist ein sehr freundliches Angebot. Aber ich kann das selbst tun. Ich esse sehr gerne Fisch.«

Benny reichte ihm den Eimer. »Stell den Eimer morgen einfach vor die Tür, ich hole ihn dann wieder ab. Oder ich schaue mal rein, um zu sehen, wie die Bauarbeiten laufen.«

»Das ist wirklich sehr nett von Ihnen ... dir, Benny«, sagte Wang und reichte ihm einen Zehneuroschein, ohne dass zu sehen gewesen war, von wo er den hervorgeholt hatte.

»Bei uns musst du ein Geschenk nicht bezahlen«, sagte Benny, steckte den Schein aber trotzdem ein und schämte sich später ein wenig, weil er zehn Euro für zu viel für eine einzige Forelle hielt, zudem für eine, die noch getötet, ausgenommen und geschuppt werden musste.

»Das weiß ich, aber ich habe gerade nichts zur Hand, was ich dir sonst schenken könnte. Eine Flasche Wein zum Beispiel. Daher schenke ich dir einfach einen Geldschein.« Wang erzählte mir später, dass er sich unbehaglich dabei gefühlt hatte, Benny für eine so schöne, frisch gefangene Forelle nur zehn Euro zu schenken.

Dafür, dass von unserem Dorf ausgehend bald deutsch-chinesischer Welthandel betrieben werden sollte, wussten beide Seiten noch recht wenig darüber, welche Preise für welchen Gegenwert allgemein als angemessen erachtet wurden.

»Die Forelle brate ich mir gleich zum Abendessen, sie wird bestimmt schmackhaft sein«, sagte Wang, als er sah, dass Benny noch keinerlei Anstalten machte zu gehen.

»Schmackhaft? Ja, bestimmt. Was produzierst du denn, wenn kein Dosenfleisch?«, bohrte Benny weiter und wir bohrten bei Benny nach, als der uns im Gasthaus Zeggels von seinen Recherchen beim Chinesen Bericht erstattete.

»Was hat er darauf gesagt?«, drängte Mecki.

Benny nahm einen Schluck Bier. Er verstand sich darauf, die Spannung zu erhöhen. »Er meinte, er produziere gar nichts, er treibe Handel.«

»Warum hat er dann eine Fabrikhalle gekauft?«

»Das habe ich ihn auch gefragt. Er hat nicht richtig darauf geantwortet, sondern nur gesagt, eine Fabrikhalle könne man auch als Lagerhalle verwenden.«

»Was soll das denn heißen? Mir kann der nichts vormachen«, meinte Mittelscheitels Junior, »bestimmt stellt er Opium her, oder andere Drogen. Vielleicht sollten wir ihn mal mit Steines Frank zusammenbringen. Hat der nicht bald wieder Cannabisernte?«

»Die paar Blätter. Damit kannst du doch keinen Welthandel aufziehen.«

»Ich tippe auf Hundefleischkonserven«, warf Mecki ein.

»Damals, als der Ami kam, so hat es mir mein Opa erzählt, und vor allem als danach der Franzose aufkreuzte, hieß es: ›Sperrt eure Töchter ein.‹ Jetzt, wo der Chinese kommt, muss es wohl heißen: ›Sperrt eure Hunde ein.‹« Wir lachten. »Mopsfilet süß-sauer in Dosen«, reizte Mecki seinen Scherz aus. Ich hoffte jedenfalls, er meinte es als Scherz.

4

»Was würden Sie mir raten, Herr Mechels, um mich möglichst gut zu vernetzen hier im Dorf?«, fragte Wang den Besitzer des Kaufhaus Mechels.

»Ich heiÙe nicht Mechels, sondern Becker, Christoph Becker. Aber niemand sagt ›Beckers Christoph‹, sondern ›Mechels Christoph‹. Mechels ist der Hausname, also das Haus, aus dem ich stamme. Wenn du Schotte wärest statt Chinese, könnte ich es dir so erklären, dass das eine Art Clan-Name ist. Bei manchen wird der Hausname verwendet, bei manchen der richtige Familienname und manchmal gibt es lustige Spitznamen, die bis in die nächste oder übernächste Generation vererbt werden. Es ist kompliziert. Aber wenn man es einmal verstanden hat, weiß man, wen man wo einzuordnen hat.«

»Das ist bei uns in China ganz ähnlich. Aber, Herr Becker ...«

»Hör bloß mit dem Herr Becker auf, das macht mich nervös. Einfach Christoph. Ich weiß, ich habe deine Frage nicht beantwortet. Also vernetzen willst du dich? Soziale Kontakte? Du suchst Anschluss? Das ist einfach. Geh in zwei oder drei Vereine, dann hast du nie wieder deine Ruhe. Am besten streust du die Mitgliedschaften ein bisschen: Such dir etwas mit Sport, etwas Kulturelles und irgendwas, das dich beruflich weiterbringt.«

Keine zwei Wochen später war Wang Mitglied im Fußballverein, im gemischten Chor sowie im Obst- und Gartenbauverein, obwohl er keinen Garten hatte. Er spielte auch nicht selbst Fußball, konnte aber glaubhaft versichern, er sei ein großer Fußballfan. Und tatsächlich verpasste er kein einziges Heimspiel des VfL. Ich traf ihn jedes Mal vorm Anpfiff bei Didis Rostwurstbude, danach gingen wir

gemeinsam zu einer der Sitzbänke der Gegengerade. Wang schwärmte mir vor, wie praktisch er es findet, dass man die Bratwurst einfach in ein aufgeschnittenes Brötchen klemmt, Senf draufschmiert und fertig. Kein Besteck nötig, einfach aus der Hand essen. »Und dann hast du immer noch eine Hand frei für die Bierflasche«, versuchte ich einen Scherz zu machen.

Aber Wang lachte nicht. »Ja, das ist genial, darauf muss man erst einmal kommen.«

Ab dem dritten Heimspiel hatte es sich eingespielt, dass Wang kurz vorm Anpfiff an Didis Grillbude zwei Rindsbratwürste besorgte und ich am Bierstand für jeden ein Pils. In der Halbzeitpause machten wir es genau umgekehrt.

»Dein neuer Kumpel ist jedenfalls kein Vegetarier«, meinte Didi, als ich die Zweite-Halbzeit-Wurst besorgte, während Wang Bier holte, »und er schafft immerhin zwei Pils pro Spiel. Also wenn du mich fragst, der scheint in Ordnung zu sein.«

»Hat denn irgendwer etwas anderes behauptet?«

Beim VfL waren wir beide inaktive Mitglieder, jedenfalls blieb Wang zunächst inaktiv. Aber im gemischten Chor sang er sehr aktiv.

»Ich wusste gar nicht, dass der Chinese an sich singt«, meinte Basskollege Mecki zu mir. »Oder hast du schon mal einen singenden Chinesen gesehen ... gehört? Ich dachte, die spielen höchstens Kontrabass.«

Wang hatte eine glockenhelle Tenorstimme und sang mit Leidenschaft. Der komplette Sopran schwärmte von ihm. Und der Alt erst recht. Aber Wang hatte nur Ohren und Augen für Jasmin. Das merkte allerdings zunächst niemand, und ich hätte es auch nicht mitbekommen, wenn er es mir nicht selbst erzählt hätte.

Wang und ich lachten beide, als wir uns dann auch noch beim Familienfest des Obst- und Gartenbauvereins trafen. »Das nenne ich Zufall, Wang, dass wir in denselben drei Vereinen sind. Ich bin übrigens nur wegen des Schnapsbrennens im OGV.«

»Ich auch«, erwiderte Wang, »aber glaubst du wirklich, dass das nur Zufall ist?«

»Nein, bestimmt nicht. Wahrscheinlich besteht zwischen uns eine Seelenverwandtschaft.« Ich versuchte, aus Wangs Gesicht herauszulesen, ob er mitbekam, wenn ich etwas, das ich sagte, nicht ganz ernst meinte.

Kein halbes Jahr später war Wang sowohl beim VfL als auch beim Obst- und Gartenbauverein Vorstandsmitglied. Er wollte, dass ich mit ihm zusammen ebenfalls in beiden Vereinsvorständen aktiv werde. Ich musste schließlich auf mein fortschreitendes Alter und meine nicht mehr ganz frische Gesundheit verweisen, um ihn von seinem Drängen abzubringen. Ihm zuliebe ging ich allerdings zu den Vereinsversammlungen, die ich zuvor stets versäumt hatte. Abgesehen von Wangs häufigen Besuchen bei mir zuhause trafen wir uns also alle zwei Wochen beim Fußball und jeden Freitag beim Singen. Und später dann auch regelmäßig auf der Kegelbahn.

Anfangs war Wang gar nicht bewusst, dass wir praktisch direkt über der Kegelbahn sangen. Die Chorproben fanden im Gasthaus Zeggels oben im Saal statt. Wang mochte den Saal und fand, der habe Potenzial. Ich vermutete, das sollte bedeuten, der Raum bedürfe dringend einer gründlichen Sanierung – mit der Heizung und den Fenstern hätte man anfangen und mit dem abgewetzten Holzfußboden und dem Mobiliar weitermachen können. Die Leuchtreklame über dem Tresen warb für eine Biermarke, die es seit Jahrzehnten nicht mehr gab. Ich konnte mich kaum noch erinnern, wie Saarfürst-Bier schmeckte, obwohl ich als Dreizehnjähriger

mit meinen gleichaltrigen Cousins auf Hochzeitsfeiern bei Zeggels im Saal die Saarfürst-Reste aus den Gläsern trank, die die erwachsenen Männer stehengelassen hatten, bevor sie zum Tanzen aufgefordert wurden oder runter zum Kegeln gingen. So tasteten wir uns mit verkraftbaren Mengen ans Biertrinken heran und sammelten dabei, als positiven Nebeneffekt, die Bakterien und Viren aller männlichen Gäste ein. Wer das überlebte, und das taten die meisten, war hervorragend basisimmunisiert. Diese Herdenimmunität bestand zumindest solange man das Tal nicht verließ und nicht mit fremden Erregern in Kontakt kam.

Die Saarfürst-Leuchtreklame funktionierte noch. Als ich Wang erzählte, dass ich diese Biersorte, die aus einem nahegelegenen Städtchen stammte, zum letzten Mal auf der Hochzeit meiner Cousine Annegret Anfang der Achtziger Jahre getrunken hatte, fragte er, ob das bedeute, der Markenname und das Logo seien jetzt frei.

Unten, in der Kneipe, herrschten ebenfalls Designelemente aus der Zeit vor, als der Kapitän der Nationalmannschaft noch Uwe Seeler hieß und die Bundeskegelbahn an sechs Tagen in der Woche ausgebucht war.

Nach dem Singen tranken die meisten Chormitglieder unten in der Kneipe gemeinsam ein paar Bier. Niemand hatte Wang gesagt, dass es neben der Toilette eine Kegelbahn gab. Warum auch? Die Bahn wurde nur noch selten genutzt. Aber einmal im Monat trafen sich freitags ein paar alte Kegelfreunde zu genau derselben Zeit, in der unsere Chorprobe stattfand. Das Kegeln dauerte länger als das Singen, und als Wang von einem Gang zur Toilette zurückkam, zeichnete sich in seinem Gesicht so etwas wie Verunsicherung ab.

»Auf dem Weg zur Toilette«, flüsterte er mir ins Ohr, »habe ich von hinter der Tür links im Flur sonderbare Geräusche vernommen, wie ich sie noch nie gehört habe und nicht

zuordnen kann: einen kurzen dumpfen Knall, dann ein rollendes Grollen und dann noch einmal einen Knall, aber länger und vielfältiger als der erste, als ob jemand mit einem Holzstock an einem Bambuszaun entlangschlägt, nur krachender. Wird hinter dieser Tür irgendetwas maschinell produziert? Ich glaube allerdings, ich habe auch jemand lachen gehört. Und beim Arbeiten lacht man nicht.«

»He Leute«, rief ich im Bewusstsein in die Runde, dass es Wang peinlich war, vor einem Rätsel zu stehen, »unser chinesischer Chorbruder hat von hinter der Tür vorm Klo undefinierbare Geräusche gehört.«

»Oh nein«, ergriff Mittelscheitels Junior, einer unserer Tenöre, die Gelegenheit, daraus eine langlebige Dorfanekdote zu machen, »wo ist Mecki? Der wird doch nicht schon wieder mit Willems Monika geräuschvoll Unzucht treiben?«

»Wang meint, es klinge, wie eine Maschine. Und dann wie ein Holzstock, der an Bambusstäbe schlägt.«

»Komm, ich zeige dir, was sich hinter dieser geheimnisvollen Tür abspielt«, sagte Jasmin zu Wang.

»Au ja«, rief jemand, und ein anderer: »Das Gesicht will ich sehen.«

Jasmins Hand umfasste Wangs Oberarm. Wang sah auf ihre Hand, als wolle er sich davon überzeugen, dass sie tatsächlich seinen Arm umschlang. Jasmin zog Wang in Richtung Kegelbahn. Wir sprangen auf und folgten den beiden. Auch die Männer an der Theke, die nicht zum Chor gehörten, erkannten, dass sich hier eine Geschichte anbahnte, die man nicht verpassen wollte. Sie ließen ihre halbgeleerten Biergläser stehen und eilten dem Pulk um Wang und Jasmin hinterher. Auch Rosi hielt es nicht hinterm Tresen. Sie schaffte es sogar, sich im Flur an der Truppe vorbeizudrängeln und war schließlich als Erste an der

ominösen Tür. Einige Sekunden lang war kein Laut zu hören ... und da war das Geräusch wieder: Wie wenn man mit einem Stock an einem Zaun aus Bambusstäben entlangschlägt. Niemand von uns hatte bisher gewusst, wie sich das anhört, aber jetzt hörten wir es auch.

Vorsichtig, als wolle sie beim Eintreten niemanden erschrecken, drückte Rosi die Türklinke runter, öffnete die Tür einen Spalt. Wir hörten jemanden jubeln, jemand anderen »hat der einen Dusel« rufen. Rosi öffnete die Tür ein Stück weiter, steckte den Kopf durch. »Rosi! Du kommst wie gerufen: drei Pils, zwei Radler, zwei Weizen, einen Rotwein und 'ne Cola, bitte, und bring uns auch noch neun Klare.«

»Gleich«, sagte Rosi, »aber dürfen wir kurz reinkommen? Der Chinese hat noch nie eine Kegelbahn gesehen.«

Ich war selbst eine Ewigkeit nicht mehr in dem Raum gewesen und hatte die Kegelbahn viel größer in Erinnerung. Und ich hatte völlig vergessen, wie abgestanden die Luft in dem schmalen, langen Raum roch. Einen Moment glaubte ich, wieder einen Hauch des strengen Duftes meines Großvaters zu riechen, genauer gesagt den seines stets üppig aufgetragenen Rasierwassers der Marke Hattrick.

Jasmin nahm Wangs Hand und zog ihn in den Raum hinein. »Das ist unsere Kegelbahn.« »Bundeskegelbahn!«, korrigierte Rosi.

»Ich habe früher auch gespielt«, fügte Jasmin hinzu. Das hätten die meisten von uns auch sagen können.

Wang war geistesgegenwärtig genug, Rosi zu bitten: »Die Runde für diese netten Bundeskegelbahnspieler geht auf mich, und bring bitte auch allen anderen noch ein Getränk.«

Es wurde applaudiert und keine Minute später stand Wang, flankiert von Jasmin und Zecks Evi, vor dem Absperr-Gummiband, das die Anlaufgrenze markiert. Während Evi